

Zöpfe der Prinzessin

VON YUSUF YESILÖZ

Der Heimleiter hatte am Montag im Zimmer mit acht Kajütenbetten das Taschengeld für die Asylbewerber so sorgfältig verteilt, wie wenn er die Zöpfe einer Prinzessin ausgeben würde: Er setzte sich auf eine Bettkante, die Mappe auf den Schenkeln. Er legte eine Fünfigernote auf die Mappe, darauf eine Zehnernote, dann einen Zweifränkler und am Schluss einen Franken. Nach jedem fertigen Geldstapel murmelte er seine berühmten Worte «soodeli und voilà». Nachdem jeder Asylbewerber mit seiner Unterschrift bestätigt hatte, das Taschengeld für zwei Wochen entgegengenommen zu haben, händigte der Heimleiter das Geld aus.

Memet, der Jüngere, beteiligte sich danach für einmal nicht am Kartenspiel und kaufte sich von seinem Taschengeld drei Tage hintereinander eine Thurgauer Tageskarte für die Bahn. Er besuchte zahlreiche kurdische Flüchtlinge, die in diesem Kanton lebten und arbeiteten, und bat sie um Hilfe bei der Arbeitssuche, damit auch er aus dem Durchgangszentrum austreten könne. Der Heimleiter hatte Anfang Jahr allen, die sich schon drei Monate oder länger im Durchgangsheim aufhielten, einen Zettel ausgehändigt, damit sie in bestimmten Branchen wie in der Gastronomie, im Gartenbau oder im Pflegebereich eine Arbeit suchen konnten. Ich sollte auch so einen Zettel bekommen, aber erst wenn ich in meinem Fluchtland sechs Monate geschlafen habe.

Memet hatte Glück; am dritten Tag seiner Arbeitssuche hatte ein Kurde, der acht Monate zuvor in die Schweiz gekommen war, ihm mitgeteilt, dass beim Metzger im Dorf, wo er arbeitet, eine Stelle frei wäre. Er solle sich melden. Den Namen des Dorfes konnten wir beide nicht aussprechen, Memet hatte ihn auf einem Zettel. Wir nannten es das Dorf des Kurden.

Am Abend vor seinem Vorstellungsgespräch fragte mich Memet, ob ich ihm siebzehn Franken für eine neue Tageskarte leihen könnte, er wisse, dass ich noch Geld hätte, da ich

weder rauche noch Alkohol trinke. Ich gab ihm das Geld und bot ihm sogar etwas mehr an. «Kauf dir doch lieber auch eine Tageskarte, statt mir mehr Geld zu geben, und begleite mich auf meiner Reise», schlug er vor, stellte allerdings gleichzeitig die Bedingung, ich müsse während des Vorstellungsgesprächs meinen Mund halten. Denn wenn der Chef mein besseres Deutsch höre, würde er sicher lieber mich statt ihn einstellen wollen. Ich versprach ihm, ihn zu begleiten, in der Metzgerei nicht zu sprechen und ihm auch mein Wörterbuch, das wir im Durchgangszentrum unterdessen «den Koran» nannten, zu geben.

Wenn ich schon Geld übrig hätte, sagte Memet, könne ich ihm ja etwas fürs Telefonieren geben. Ich solle ihn zur Post begleiten, wo er aus einer Kabine seiner Frau anrufen könne. Wir liefen zur Post und Memet, wie wir ihn kannten, begann mit einem Lied: «Reyhan, du, das Bergmädchen, ich opfere dir das ganze Volk, mein Schmerz ist tief, ich denke oft an dich...» Wir lachten beide, als er damit fertig war. Es sei das einzige Lied, das er könne, sagte er. In der Telefonkabine schrie er so laut, dass die Passanten auf der Strasse sich umdrehten und uns anschauten. «Frau, kratze meine Worte in dein Gehirn! Hör zu, Frau, hör zu, was ich sage, ist honigsüß!» sagte er, «morgen gehe ich mich vorstellen, es ist sicher, dass der Mann mich anstellt. Er wäre blind, wenn er jemand Kräftigen und Aufrichtigen wie mich nicht anstellen würde.» Memet musste schreien und seinen Satz mindestens viermal wiederholen, offenbar war die Verbindung nicht optimal. «Sag dem Krämer, diesem Nichtbeschnittenen, er soll euch weiterhin Lebensmittel auf Kredit geben. Bald, von meinem ersten Lohn, sende ich ihm sein Geld. Ich schicke ihm sogar den europäischen Zylinder, von dem er immer träumt. Er soll auch zu den Gendarmen gehen und von sich aus diesen Gaunern Geld geben, damit sie euch in Ruhe lassen. Er muss den Kommandanten hinhalten...» Wir liefen nach seinem Telefon nach Hause, Memet sang sein Lied, er schien ganz glücklich zu sein, ihm fehlte nur noch das Fliegen.

Am nächsten Morgen weckte ich ihn. Memet rasierte sich, wusch sich und zog Meleks neue Jacke an. Er sah aus wie einer, der auf Brautschau geht. Mulla, der Zimmerälteste, der

Der kurdische Schriftsteller Yusuf Yesilöz lebt in Winterthur. Seine Texte schreibt er auf Deutsch. Zuletzt erschien von ihm der Roman «Der Gast aus dem Ofenrohr» im Rotpunktverlag, Zürich 2002.



schon Deutsch konnte, sollte dem Heimleiter sagen, ich sei nach draussen gegangen, falls dieser nach mir fragen sollte. Doktor Wirz habe mir geraten zu reisen und mich möglichst oft an der frischen Luft aufzuhalten, weil diese für ein Magengeschwür Balsam sei. Im Zug, schon zu dieser frühen Morgenstunde, sang Memet sein Lied. Die Mitreisenden schauten uns so erstaunt an, als ob wir gerade aus dem Irrenhaus ausgebrochen wären.

Der Chef der Metzgerei, der dicker war als unser Mulla, und seine kleine, etwas mollige Frau bedienten in rot-weiss gestreiften Anzügen die Kundschaft, als wir eintraten. Sie fragten uns etwas. Wahrscheinlich wollten sie wissen, was wir kaufen wollten. Memet nannte seinen Namen, sonst nichts. Nachdem die Frau und der Mann etwas besprochen hatten, sagte die Frau: «Ahaaa...» Sie sprach weiter – für uns zu schnell, wir verstanden nichts. Ich nahm das Wörterbuch aus meiner Jackentasche und reichte es ihr. Die Frau sprach weiter, während sie das Wörterbuch zugeklappt in der Hand hielt, und betonte jede Silbe. Ich hörte «zwei Uhr» heraus. Natürlich verriet ich nicht, dass ich etwas verstanden hatte. Offenbar hatte auch Memet «zwei Uhr» verstanden. Er wandte sich an mich und sagte in einem Tonfall, der verriet, dass er sich ungerecht behandelt fühlte: «Diese Gurke hat mir nicht gesagt, ich solle erst um zwei kommen. Er hat nur gesagt, komm morgen!» Mit Gurke meinte er den anderen kurdischen Angestellten der Metzgerei. Wir drehten uns um, «Danke» konnten wir beide sagen, und warteten bis fünf vor zwei am Bahnhof, wo die Reisenden uns Fremdlinge anstarrten. Dann liefen wir den gleichen Weg, die Hauptstrasse entlang, zurück zur Metzgerei, während Memet sein Liebeslied sang.

Der andere Kurde war nun auch da. Er grinste, in seinem Mund fehlten zwei Schneidezähne. Er sagte, er habe gehört, wir seien zu früh dagewesen. Der Chef habe ihn zum Übersetzen geholt, obwohl er auch nicht viel verstehe. Die Frau des Metzgers bat uns in den hinteren Raum der Metzgerei, sie wollten von dem anderen Kurden wissen, wer ich wäre und warum ich mitgekommen sei. Bevor ich etwas antworten konnte, sagte Memet dem Kurden, er

solle übersetzen, ich sei krank, könne kein Deutsch und sei bloss hier, weil mir sonst im Durchgangszentrum langweilig wäre. Der andere Kurde meinte, dass er das alles nicht übersetzen könne, und wandte sich der Frau zu, die unterdessen Gläser mit Cola für uns füllte. «Kollege, Kollege!» «Ja, ja, schön», sagte die Frau und stellte zum Glück keine weiteren Fragen mehr, aber Memet wurde von beiden, Mann und Frau, von unten bis oben gemustert. Ich merkte, wie er zitterte.

Der andere Kurde schilderte Memet, was zu tun sei, Memet würde genau die gleiche Arbeit verrichten wie er. Sie würden mit dem Chef zum Schlachthof fahren, das Fleisch putzen, den Schlachthof putzen, das Fleisch transportieren und am Abend die Metzgerei putzen. Es sei eine anstrengende Arbeit, aber die Frau des Chefs sei sehr nett und der Chef eigentlich auch. Man habe für jeden Arbeiter ein Zimmer in einem Haus am Rande des Dorfes, dort sei es angenehm, ausser wenn die Inder, die auch im Schlachthof angestellt wären, einen Topf voll Zwiebeln brüeten. Dann stinke das ganze Haus jeweils tagelang.

Memets Augen funkelten, als er von seiner zukünftigen Tätigkeit hörte. «Im Dorf habe ich sogar Ochsen geschlachtet, das kann ich auch hier tun.» Darauf grinste der andere Kurde und stellte seine Zahnlücken zur Schau: «Hier schlachtet man nicht. Die Tiere werden mit einem Schuss in den Kopf getötet. Man will kein fließendes Blut sehen.» Memet starrte den Chef an. «Das ist ja mundar, unrein!»

Später nahm der Chef Memets Zettel entgegen, den ihm der Heimleiter mitgegeben hatte, und sagte, es sei in Ordnung. Er werde morgen mit dem Heimleiter sprechen, Memet könne am Ersten des kommenden Monats beginnen. Er müsse aber zuerst zwei Tage schnupern. Bis wir das alles verstanden hatten, blätterten wir und auch der Chef minutenlang im Wörterbuch. Memet war glücklich, und wir kehrten wieder nach Frauenfeld zurück. Er meinte, dass ich ihm Glück gebracht hätte. Lachend sagte er, er würde mir von seinem ersten Lohn eine Flasche Alucol-Sirup kaufen und darüber hinaus aus dem Koran zitieren, dann würde ich geheilt.